

Derborence

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669971>

Nutzungsbedingungen

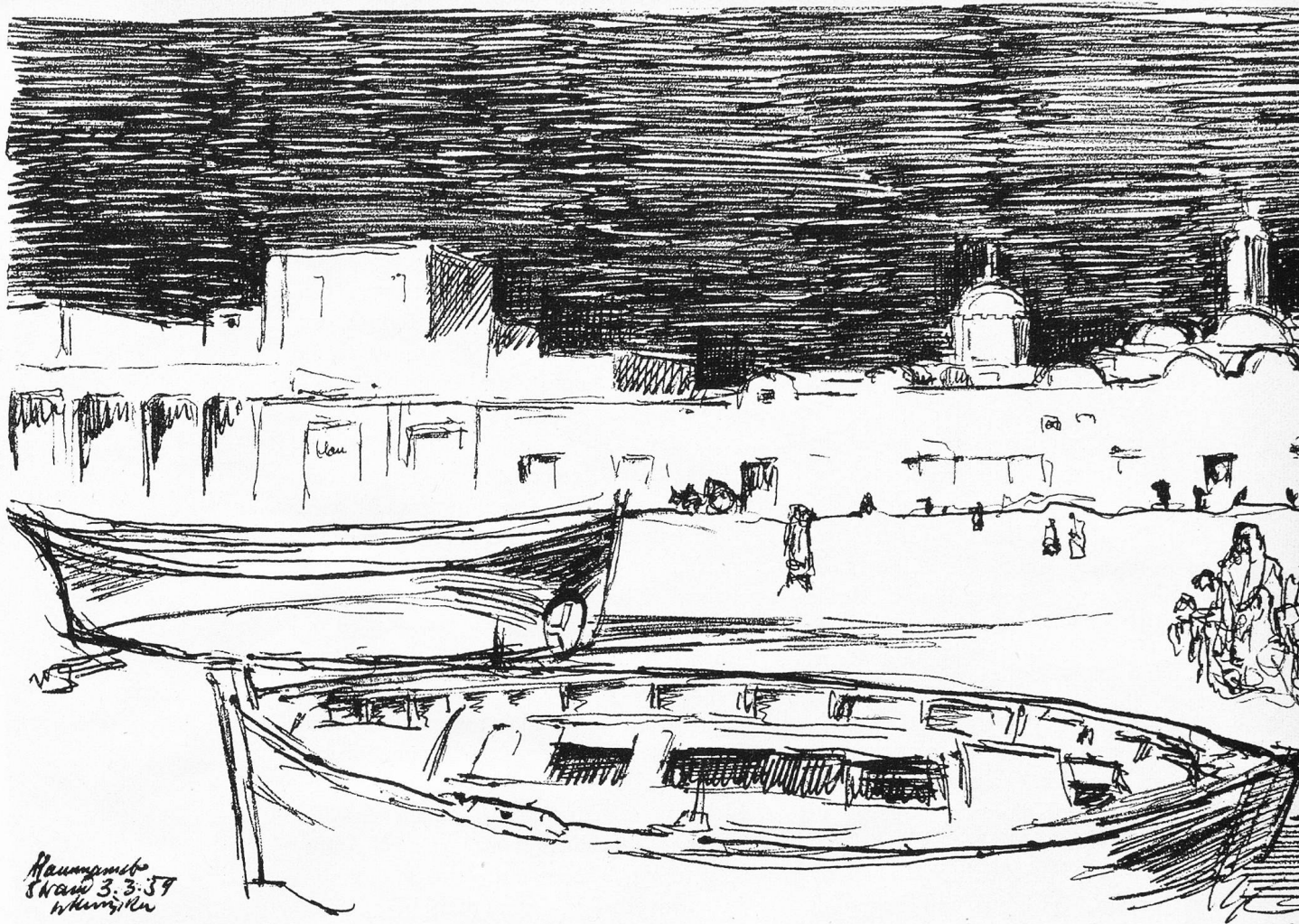
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Strand in Hammamet (Zu: «Der Ramadan in Tunesien»)

Derborence

von Otto Zinniker

Seit einer Reihe von Jahren ist es die urweltliche Landschaft des Sanetschpasses, von der ich als alter Wanderer auf besondere Weise angesprochen werde. Was ich dort finde, ist das seltsam Beglückende im mählichen Wechsel aus dem Ernst des Nordens in die Heiterkeit des Südens, die Veränderung der Atmosphäre, die Stufen und Uebergänge der Farben und Linien. Hinzu kommt die Ursprünglichkeit der Natur, wie sie in solcher Reinheit nur wenigen Gebieten unseres Landes erhalten geblieben ist.

Im vergangenen Sommer bin ich zum erstenmal von der Höhe des Sanetschpasses durch die steile Felskehle des Porteur de Bois zur Derborence hinuntergestiegen, und vor dem in seiner weiten Ausdehnung vollständig verschütteten, rings von hohen Wänden umstandenen Talzirkus von einem Staunen ins an-

dere geraten. Die Derborence stellt ein fast unberührtes Stück Bergland dar, das sich vor den Augen der Menschen in kindlicher Scheu verbirgt. Dort finden wir alles noch so, wie es am Anfang der Dinge gewesen sein mag. Einige erinnern sich vielleicht des Dichters Ferdinand Ramuz und seines Romans, der den Titel «Derborence» trägt. Im Laufe eines Jahres sind es aber kaum ein Dutzend Wanderer, denen der weltverlorene Erdenwinkel zum Erlebnis wird.

Was an der Derborence in erster Linie auffällt, ist die vollständige Abgeschlossenheit, das in sich Gekehrte, das in sich selber Ruhende der Landschaft. Die Anmarschwege sind recht weitläufig. Man steigt entweder von der Berner Seite her über die verwitterten Karrenfelder des Zanfleuron oder vom Waadtland aus über Gryon und Aneindaz an,

um in die jähe Vertiefung hinunterzuklettern, die Ramuz das Bild eines mächtigen Korbes mit senkrechten Wänden eingegeben hat. Der Schatten wohnt das ganze Jahr in der Derborence, selbst wenn die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht. Wenn die hohen, kahlen Felsmauern vom Licht übergoldet werden, und die Wasser silberglänzend niederrinnen, wartet der wunderbar entrückte Talkessel mit so melancholischen Reizen auf, dass das Auge dennoch zum Schauen hingerissen wird.

Vor Zeiten war die Derborence ein saftgrüner, samtweicher Alpboden. Die Walliser am Nordhang des Rhonetals sömmeren da oben ihr Vieh in grosser Zahl. Die Sennen und Hirten zogen mit den kleinen braunen Rindern und mit ihren Ziegen auf schwindlig angelegten Pfaden durch die Schlucht der Lizerne herauf, sie besaßen einige Alphütten und blieben zwei bis drei Monate im grossen Schweigen dieser Welt. Die Ueberlieferung versichert, dass in manchen Jahren fünfzig Männer und viele hundert Stück Vieh die schönen Alpgründe belebten.

Heute ist die Herrlichkeit spurlos verschwunden. Wo einst fette Kräuter wuchsen, breitet sich jetzt ein ungeheures Gestreusel von moosigen Steinen und Felsbrocken. In den Spalten, Rinnen, Trichtern und Fugen der unübersehbaren Wildnis nährt spärlicher Humus kleine Gebüsche und Heidelbeersträucher, Berberitzen und Föhren. Wohin man den Blick auch wenden mag, überall stösst er auf Schutt und Geröll, auf Runsen und Schluchten, auf Verfall und Verschüttung, auf Tod und Vergessen. Inmitten blaut verträumt ein kleiner See, auf dessen seichtem Grund mächtige Baumleichen verwesen, und abgesonderte Tümpel schauen uns fragend an. Die von den Trümmern gestauten Wasser lauschen reglos zum Himmel, als suchten sie dort ihre eigene Stimme. Derborence ist Niemandland, in welchem die Kantone Waadt, Wallis und Bern zusammentreffen, und wo die Grenzsteine aus dem wesenlosen Stoff der Urweltstille errichtet sind.

Die Derborence wurde zweimal verschüttet. Im Jahre 1714 riss sich ein Felspfeiler aus der Südwand der Diablerets los, stürzte unter Donnerrollen, das man im ganzen Rhonetal vernahm, in die Tiefe, verschüttete die Talmulde, verwüstete Alpen und Weiden und forderte fünfzehn Menschenleben. Ein zweiter Bergsturz erfolgte im Jahre 1749, wobei wiederum sechs Menschen ums Leben kamen. Man hat später errechnet, dass eine Felsmasse von nahezu zweihundert Millionen Kubikfuss vom Teufelsberg herunterge-

stürzt ist. Nur die unmittelbare Anschauung gibt uns einen Begriff vom Ausmass der Verwüstung.

Charles Ferdinand Ramuz hat den ersten Bergsturz seinem meisterlichen Roman «Derborence» zugrunde gelegt. Es ist nicht nur das bange Geschehen, sondern ebenso die scharfe Vision der Landschaft, die uns bei der Lektüre des Buches die Seele durchschauert. Bei den Leuten von Aire am Nordhang des Rhonetals, so erzählt Ramuz, war es Brauch, um den 15. Juni herum die oberen Alpen zu bestossen. Zu diesen Alpen gehörte Derborence, wo sich die Sennen am Abend des 22. Juni aufhielten (in Wirklichkeit war es die Nacht vom 24. zum 25. September 1714). Da Seraphin das Alter zu spüren begann, hatte er erstmals seinen jungen Verwandten Anton mitgenommen. Gegen zwei Uhr morgens geht der Bergsturz nieder. Alles Lebendige an Menschen und Vieh wird unter den Trümmern begraben. Zwei Monate nach der Katastrophe kriecht ein bis auf die Knochen abgezehrter Mann in zerfetzten Kleidern aus einem Schacht, den die Felsblöcke in ihrer Uebereinanderschichtung offengelassen haben, aus der Tiefe ans Tageslicht hervor. Es ist Anton, der sich mit Wasser und Brot kümmerlich am Leben erhalten hat und nach unermüdlichem Tasten und Klettern einen Ausschlußpfad aus den finsternen Gängen und Höhlen findet. Benommen taumelt er den Weg ins Dorf zurück. Die Bewohner erkennen ihn nicht mehr. Sie halten ihn für ein Gespenst und schiessen sogar auf ihn. Endlich findet er heim zu seiner Frau Therese, die ihr erstes Kind erwartete. In der Pinte erzählt er den Dorfgenossen von seiner wunderbaren Errettung, und mitten im Bericht erinnert er sich, dass an der Stelle wo er verschüttet worden ist, noch einer leben muss: Seraphin, der ihn in der Unglücksnacht beim Namen gerufen hat. Die Leute im Dorf schenken ihm keinen Glauben; für ihn aber, Anton, gibt es keinen Zweifel: Die Stimme ruft ihn unwiderstehlich nach Derborence. Seine Frau geht ihm nach, und kraft ihrer Liebe führt sie Anton aus der Welt des Todes in die Welt des Lebens zurück, freilich ohne Seraphin, der keine Antwort mehr gegeben hat. Ja, so ist die Derborence beschaffen. Es ist eine Welt, die uns im Innersten ergreift und in die man immer wieder einkehrt, so lange einen die Beine tragen mögen. Die Steinwüste, in der das Grün langsam wieder Oberhand gewinnt, ist von schmalen Rasenstreifen durchzogen, die irgendwie an Oasen der Sahara gemahnen. Die grünen Bänder und Polster sind mit reicher Flora bestickt. Dann

und wann flügelt ein Falter durch die urweltliche Stille, und über allem webt leise die Atmosphäre des Wallis, die sogar diesem Steinmeer einen Anhauch südlichen Zaubers zu verleihen vermag. Man fühlt sich von allem Vertrauten getrennt, von der Heimat entfernt, doch dem Muttergrund der Erde aufs innigste verbunden.

Sintflut geben wird! Denn im Februario des Jahres 1524 kommen fast alle Planeten zur conjunctionem im Zeichen der Fische. Und als der Kaiser mich fragte, was das zu bedeuten habe, hat mir der Teufel eingeflüstert, dass es die Sintflut bedeute. Das habe ich dem Kaiser dann gesagt. Und das macht ihm nun ärgere Sorgen als der Handel mit Luther.»

Wohl hat Faust keinem ausser mir von seinem indicio erzählt, und ich habe auch zu niemandem sonst davon gesprochen, aber der Kaiser muss es wohl mit seinem Hof beraten haben. Denn es wurde ruchbar, dass der Kaiser auf einigen Bergen Vorratskammern bauen liess und seine Heere da zusammenzog.

Da werden wohl auch des Kaisers Räte viel ausgeplaudert haben, und bald sagte es der eine dem anderen, dass es im Februario des Jahres 1524 eine Sintflut gebe. Es waren jetzund menge astrologie, die von nichts anderem mehr sprachen als von der conjunctione der Planeten im Zeichen der Fische, und alle Welt erschrak ob des Doktors übler Wahrsagung.

Es gab reiche Leute, die liessen sich Häuser oben auf den Berge bauen, wollten tun, wie der Kaiser tat. Schleppten auch Vorräte hinauf und dangen Wächter für ihr Gut. Kauften auch Schiffe und liessen sich Archen bauen. Waren dazumal mehr Schiffe auf den Bergen als auf dem Meer.

Dann war der Januarius anno domini 1524 mit viel Schnee gekommen. In Strassburg, wo Faust zu der Zeit wohnte, lag der Schnee in den Gassen so hoch, dass er uns unten am Haus Tür und Fenster verdeckte; ich konnte nur noch eine schmale Schlucht zur Gasse schaufeln, und alle Gassen waren nur noch schmale Schluchten.

Dann wurde es sehr kalt, und der Schnee blieb bis zum Ende Februario, schmolz aber auf einmal geschwind, da warme Luft und viel Regen kamen. Da ist auch der Schnee in den Bergen geschmolzen, denn alle Bäche und Flüsse schwollen mächtig an, und bald schwemmte der Rhein über die Strassen der Stadt.

Fragte ich den Doktor: «Wie steht es mit eurem teuflischen indicio? Glaubt ihr, dass wirklich eine Sintflut kommt?»

Sagte Faust: «Wer an die Sintflut glaubt, der wird die Sintflut erleben.»

Müssen gar viele an die Sintflut geglaubt haben; denn solchen Schrecken hatte ich nie zuvor gesehen. Ich bin dabeigewesen, wie sie in Strassburg einen totgeschlagen haben, weil er seinen Nachen mit keinem teilen wollte. War ein Kaufmann, der den Nachen mit

Die Sintflut

*Aus einer alten Chronik
neu herausgegeben
von Klaus Mampell*

In seinen nachgelassenen Schriften hat Christoph Wagner, der Famulus des Dr. Johann Faust, diese Schilderung gegeben:

Als ein Reichstag war zu Worms im Jahre des Herrn 1521, schickten menge hohe Herren zu Faust, er möge kommen und ihnen ein indicium machen; auch der Kaiser Karl wollte eines haben, war Faust doch als astrologus sehr berühmt.

Sprach der Doktor zu mir, ehe denn er sich nach Worms auf die Reise machte: «Weiss nicht, was ich dem Kaiser und den hohen Herren für ein indicium machen soll. Wohl glaube ich, dass die Sterne grosse Macht über die Menschen haben. Denn wird das Leben auf Erden nicht von der Sonne genährt? Und macht der Mond nicht Ebbe und Flut? Also mögen auch die Planeten auf uns wirken zum Guten oder zum Bösen. Es gibt eine grosse Uhr am Himmel; die läuft um und um wie meine Uhr, die mir Peter Henlein in Nürnberg gemacht. Und wie das kleinste Rad in dieser Uhr zusammen mit dem grössten läuft, also ist alle Geschichte auf Erden in allem zu lesen, was am Himmel geschieht. Doch wie man die Geschichte lesen soll, weiss der Teufel. Ich weiss allein, dass die astrologia ihren Mann gut nährt.»

Dass aber der Doktor trefflicher Weissagung fähig war, hatte ich oft erfahren und manch anderer gleich mir. Und darum war seine Wissenschaft nun auch in Worms begehrt.

Als dann Faust zurück vom Reichstag kam, war er recht munter und sagte: «Ich bin fröhlicher als der Kaiser jetzo ist. Für mein schlechtes indicium hat er mich gut bezahlt. Zwar darf ich es keinem sagen, aber dir, Christoph, habe ich noch immer alles verraten. So wisse, dass es in drei Jahren eine